

Außer den gekennzeichneten Dichtern nennen wir noch Alfred Beetschen (geb. 1864, „Gef. Gedichte“, 1898); Reinhold Fuchs („Strandgut“, 1898); Paul Kunad (geb. 1864, von 1890—1895 vier Sammlungen „Gedichte und Aphorismen“, 1907); Wilhelm Holzamer (geb. 1870, gest. 1907. „Zum Licht“, 1897, auch als echt deutscher Erzähler hervorragend, besonders in „Peter Nocker“ 1902); Hans Benzmann (geb. 1869, „Im Frühlingsturm“, 1894, „Sommerjonnenglück“, 1896); Fritz Philippi („Stimmen der Stille“, 1901, „Menschenlied“, 1905); Hans Bethge (geb. 1876, „Feste der Jugend“, 1901, „Saitenspiel“, 1907); Christian Morgenstern (geb. 1871, „Ich und die Welt“, „Ein Sommer“, „Melancholie“, 1906); Georg Busse = Palma, der jüngere Bruder von Karl Busse („Lieder eines Zigeuners“, 1899, „Brüdenlieder“, 1905); Karl Banselew (geb. 1876, „Von Weib und Welt“, 1899, 4. Auflage 1905). Das sind einige des jungen, zumeist zwischen 1865 und 1879 geborenen Geschlechts. Der Einfluß Heines ist fast ganz überwunden; es zeigt sich das zumeist unbewußte Streben an Goethe und an die Romantiker, zuweilen an Mörike und Greif anzuknüpfen, aber dennoch im Inhalt sich selbst auszubilden. Schon dieses Streben ist von Wert. Dabei ist das Gefühl oft vertieft und dessen Ausdruck von eigenartigem Schauen bestimmt. Das gilt allerdings nur für die besten Gedichte. Mancher schädigt sich durch Vielschreiberei.

Zeigt sich in den besten Leistungen der neuen Lyrik, die an deutsche Überlieferung anknüpft, die wachsende Kraft des Volkswesenhaften, so deren Mangel in der „Artisten-Lyrik“.

Ihr hat sich eine Gruppe ganz verschrieben, die sich aus Reichsdeutschen und einigen Wienern zusammensetzt. Sie schuf sich ihren Mittelpunkt in den „Blättern für die Kunst“, die seit 1893 in nur etwas über 200 Abzügen in Berlin erschienen. Als das geistige Haupt gilt **Stefan George** (geb. 1868 in Büdesheim in Hessen).

Stefan George.

Seine allgemeine Bildung, vor allem aber die intime Bekanntschaft mit heimischer und fremder Literatur sowie mit Kunstgeschichte und Ästhetik erwarb er sich auf den Universitäten zu Berlin, München und Paris. Nachdem er sich vielfach im Auslande aufgehalten hatte, er besuchte z. B. England, Italien, Frankreich und Spanien, nahm er ständigen Wohnsitz abwechselnd in München und Berlin. Augenblicklich lebt er in Bingen am Rhein.

Er veröffentlichte unter anderem: „Hymnen“ (1890), „Pilgerfahrten“ (1891), „Algabal“ (1892), „Die Bücher der Hirten“ und „Preisgedichte der Sagen und Sänge und der hängenden Gärten“ (1895), „Fahrt der Seele“ (1897), „Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod“ (1900), „Die Fibel“ (1901), „Tage und Taten“ (1903), „Magimin“, ein Gedebuch (1906) und „Der siebente Ring“ (1907). 1901 erschien Georges Nachdichtung von Baudelaire, „Die Blumen des Bösen“, während 1905 unter dem Titel „Zeitgenössische Dichter“ abermals ein Band von poetischen Verdeutschungen ausländischer Autoren herauskam. Von 1890—1904 gab George die obenerwähnten für seine ästhetische Richtung so bedeutsamen „Blätter für die Kunst“ heraus.

Berte.

Es ist bezeichnend, daß George, wenn wir richtig unterrichtet sind, seine ersten Gedichte in französischer Sprache abgefaßt hat. Auf französische Vorbilder — Baudelaire, Mallarmé, Verlaine — weisen viele Eigentümlichkeiten der Form hin, zuweilen hat auch die deutsche Romantik eingewirkt. Seine Schöpfungen sind zum allergrößten Teil Ergebnisse schwächerer Überfeinerung. Wenn auch einzelne Gedichte durch Feinheit der schwebenden Stimmung und glatten Ausdruck ansprechen, so bewirkt der stets gleiche Klang zuletzt Ermüdung. Alles ist „Kunst“, nichts Ursprünglichkeit. Die Symbolik gebärdet sich als Tiefe, aber in Wahrheit fehlt die erwärmende Kraft echten Gefühls. Diese gezierte Kunst ist unmännlich durch und durch und undeutsch im tiefsten Wesen.

Riesche hat auch stark auf die Gruppe der Mitarbeiter der „Blätter f. d. K.“ gewirkt. Durch alle Schöpfungen der Ludwig Klages, G. A. Klein, Karl Wolfskehl usw. geht ein Zug der gesuchten Vornehmheit, etwas „Prezioses“, damit verbindet sich auch Weichlichkeit. Kein Gefühl darf unmittelbar hervorbrechen, immer soll Haltung gewahrt bleiben, was zur Geziertheit führt, alle Stimmungen sind verschleiert, der Ausdruck überkünstelt und ebenso die Form. Dennoch birgt dieser Kreis einen Lyriker, dessen Dichtungen sich durch Ursprünglichkeit auszeichnen: **Max Dauthendey**. Er ist der Abkömmling einer alten, ursprünglich adeligen Familie. Seine Vorfahren wanderten von Frankreich und England im 16. Jahrhundert nach Deutschland ein. Während die Dauthendey's viele Generationen hindurch als Gelehrte und Offiziere sich betätigten, war des Dichters Vater der erste, welcher als

Max
Dauthendey.

Geschäftsmann seinen Unterhalt verdienen mußte. Nachdem er 1840 bei Daguerre in Paris die Daguerreotypie erlernt hatte, weilte er lange Zeit als Hofphotograph in Petersburg, bis er in den sechziger Jahren nach Würzburg kam, wo ihm am 25. Juli 1867 sein Sohn Max geboren wurde. Dieser, ein sehr phantastisches Kind, erregte schon früh allgemeine Aufmerksamkeit. Unwiderstehlich fühlte der junge Dauthendey sich zur Kunst hingezogen. Er zeigte großes Talent für die Malerei; aber am meisten lag ihm doch die Poesie am Herzen. Nachdem er einige Zeit gemalt hatte, sah er sich zur Übernahme des väterlichen Geschäfts genötigt. Doch der Poet in ihm trat jetzt so gebieterisch hervor, daß er unter heftigen Kämpfen mit seiner Familie die Schriftstellerei zu seinem Lebensberuf machte. Stets eifrig schaffend ist er weit in der Welt umhergekommen.

Die folgenden von ihm selbst gegebenen Daten mögen das beweisen: „1891 München, Berlin. 1892 Schweden und Dänemark. 1893 London, Stockholm. 1894/95 Stockholm. 1896 Paris, England, Sizilien. 1897 Paris, Mexiko. 1898 Paris, Griechenland. 1899 Berlin, Paris. 1900/02 Würzburg, München. 1903/05 Paris. 1906 rund um die Erde: Ägypten, Indien, China, Japan, Amerika. 1907/08 München, Würzburg.“

Dauthendey ist ein Lyriker von ursprünglicher Kraft. Er singt wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Die ihm innewohnende starke Einbildungskraft veranlaßt ihn, seine Gestalten und Gedanken mit Gewändern von glühenden Farben zu umgeben. Ja, er geht in dieser Beziehung sogar so weit, daß seine Gedichte auf den Leser häufig wie helle, von der grellen Mittagssonne beschienene Wände wirken. Dennoch finden sich in seinen Sammlungen Verse, deren Eigenart; wie die nachstehenden, Anerkennung verdienen:

Drinnen
im Strauß.

Drinnen im Strauß.

Der Abendhimmel leuchtet wie ein Blumenstrauß,
Wie rosige Wäden und rosa Klee sehen die Wolken aus.
Den Strauß umschließen die grünen Bäume und Wiesen,
Und leicht schwebt über der goldenen Felle
Des Mondes Sichel wie eine silberne Libelle.
Die Menschen aber gehen versunken tief drinnen im Strauß,
Wie die Käfer trunken und finden nicht mehr heraus.

Neben der Vorliebe für das Malerische besitzt der Dichter unverkennbar einen Hang zum Mystischen, zum geheimnisvollen Dahindämmern. Seine Phantasie personifiziert alles tote Sein, alles bewußte und unbewußte Geschehen und verkehrt damit wie mit lebendigen Gestalten. Der Bach, die Wiese, der Mond, der Wald, aber auch Abstrakta, wie die Sorge, der Schmerz, die Freude, die Lust usw., sind ihm lebendige Weggenossen, mit denen er wie mit seinesgleichen umgeht. Natürlich ergeben sich daraus für ihn viele fruchtbare Parallelen:

Im Wald der
Hoden von
kalten Blättern.

Im Wald der Hoden von kalten Blättern.

Im Wald der Hoden von kalten Blättern
Ist voll Geschichten von alten Jahren.
Sie liegen im Waldbuch wie bronzene Lettern
Und reden wie Menschen mit greisen Haaren.
Sind Hände, die mitten im Sommer frieren,
Sind Lote auf blumenbekränzten Bahnen,
Sind Worte, die sich im Winde verlieren,
Sind Schmetterlinge, gestorben in Scharen,
Verliebte Gedanken, die gingen und waren.

Im Grunde genommen steht Dauthendey nur ein einziges Lied zu Gebote. Es ist der Sang von der Liebe. Ihn stimmt er in seinen zahlreichen Lyrikbänden an:

Gedicht-
sammlungen.

„Reliquien“, 1899, „Die ewige Hochzeit“, „Der brennende Kalender“, Liebeslieder 1905, „Singsangbuch“, Liebeslieder 1907, „Der weiße Schlaf“ und „In sich versunkene Lieder im Laub“, 1908.

Natürlich bleibt er nicht bei der Liebe zum Weibe stehen, sondern umfaßt mit seinen sehnsüchtig ausgebreiteten Armen das ganze Weltall, Himmel und Erde, die organische und anorganische Natur. Von dem schneebedeckten Gletscher, dessen Krone nächlichertweile mit dem blassen Monde buhlt, bis herab zur winzigen Grille, die sich auf schwankem Halme das

Liebeslager bereitet: alles drückt der Dichter an sein reiches, liebeglühendes Herz. Viele dieser Lieder ergreifen durch ihren schlichten Herzenston, andere hinwieder wirken infolge der gesuchten Häufung von Bildern und Vergleichen abstoßend oder gar komisch. Wer den eigentlichen, von aller Verschrobenheit freien Dauthenden kennen lernen will, der nehme seinen letzten Band, „In sich versunkene Lieder im Laub“, zur Hand. Hier wird er die reifsten Früchte seiner Lyrik finden. Nur nach ihnen sollte man den Dichter beurteilen, und nicht, wie es bisher meistens geschehen, nach jenen früheren unreifen Schöpfungen, in denen er häufig wie eine Karikatur wirkt. Die Bücher „Salzer auf der Walz“, ein Bänkelsängersang (1905) und „Minnenballaden“ (1907) sind humoristischen und stark satirischen Inhalts. Sie zeugen von ihres Verfassers scharfer Beobachtungsgabe.

„In sich versunkene Lieder im Laub.“

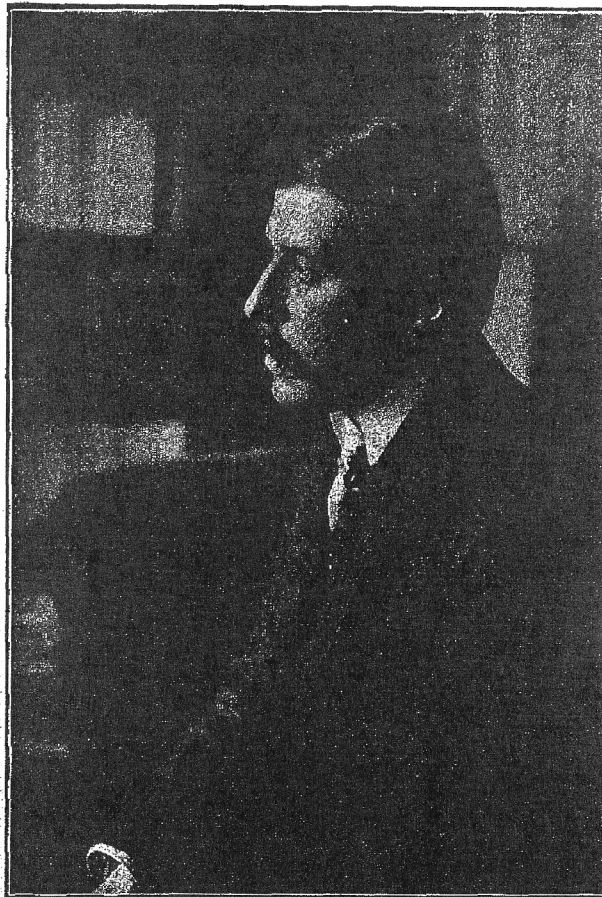
Von den Österreichern, die der Gruppe der „Athenen“ beizuzählen sind, wollen wir zunächst Hugo von Hofmannsthal, am 1. Februar 1874 in Wien geboren, hervorheben. Da er aus reichen Verhältnissen stammt, konnte er sich frei und ungehindert entwickeln. Nach Vollendung seiner vielseitigen akademischen Studien promovierte er, um darauf einzig und allein seiner Muse zu leben. Abgesehen von einigen großen Reisen, deren Ziel häufig das Reich, vor allem aber Frankreich und sein geliebtes Italien war, hat der Dichter seine Vaterstadt nicht verlassen.

Hofmannsthal begann bereits 1891 mit einer dramatischen Studie „Gestern“. Dann folgten weitere ähnliche Arbeiten, wie „Der Tod des Lizian“ (1892), „Der Tor und der Tod“ (1893) und 1898 eine Sammlung unter dem Titel „Theater in Versen“, enthaltend „Die Frau im Fenster“, „Die Hochzeit der Sobelide“, „Der Abenteurer“ und „Die Sängerin“. Ferner schrieb er „Der Kaiser und die Hexe“ und „Das Bergwerk zu Falun“ (beide 1900), „Das kleine Welttheater oder Die Glücklichen“ (ein Puppenspiel 1903). Als Dramen großen Stils gedacht sind die Bühnenstücke „Elektra“, frei nach Sophokles (1903), „Das gerettete Venedig“ nach Thomas Otway (1904), „Odißus und die Sphinx“ (1906) und „Odißus, der König“ (1907). Die gesammelten Gedichte kamen 1907 heraus. Hofmannsthals Prosaschriften sind als Gesamtausgabe 1907 erschienen.

Der Dichter ist nur zu verstehen, wenn man einen Blick auf den Boden wirft, welcher ihn hervorgebracht hat. Da das große äußere Leben keinerlei Anziehungspunkte für die jungen Wiener Poeten bot, versenkten sie sich in das Einzelwesen und seine Absonderlichkeiten, drapierten es mit buntem Glitterkram, schmückten und verzierten alles mit kostbaren, schweren Ornamenten und erschufen so eine Welt voller Schönheit, voll ästhetischer Reize, welche der Wirklichkeit kalt gegenüberstand.

Wir haben es hier mit einer Hyperkultur zu tun. Sie hat keinerlei Beziehungen zum Tatleben und züchtet nur das eigene Ich. Da dieses aber bald ausgeschöpft ist, wenden sich die jungen Poeten fremden Kulturepochen zu, um aus ihnen neuen süßen Honig zu saugen. Das hat auch Hugo von Hofmannsthal redlich getan. Mit der Vorstellungswelt der alten

Seizner, Deutsche Literatur.



Hugo von Hofmannsthal.

Berle.

Hugo v. Hofmannsthal

468. Hugo von Hofmannsthal.

Nach einer Photographie.